

Das jüdische Nationalheim sympathisch begrüßt

Das Auswärtige Amt und die Zionisten: Die jüdische Ansiedlung in Palästina spielte in der Außenpolitik der Weimarer Republik eine wichtige Rolle – auch weil man auf deutschen Einfluss hoffte.

Rückte „Das Amt und die Vergangenheit“ die Geschichte des Auswärtigen Amtes in der NS-Zeit ins öffentliche Interesse, so geriet dagegen die Frage nach seiner Judenpolitik in der Weimarer Zeit aus dem Blick. Dabei hatten schon in den siebziger und achtziger Jahren Joseph Walk und Francis R. Nicosia nachgewiesen, dass das Amt in der Zwischenkriegszeit jüdische und zionistische Interessen unterstützte. Der 1933 geborene und als junger Diplomat in Israel tätige Botschafter a. D. Hansjörg Eiff hatte 2012 anhand von Archivmaterial des Auswärtigen Amtes veranschaulicht, wie sehr die Reichsregierung im Ersten Weltkrieg die Rolle einer Schutzmacht für die Juden in Palästina beanspruchte (F.A.Z. vom 15. August 2012). Nun hat er seine Recherchen auf die Weimarer Ära ausgedehnt und den bisherigen Wissensstand erweitert (Hansjörg Eiff: „Die jüdische Heimstätte in Palästina in der Außenpolitik der Weimarer Republik“, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 61, Heft 12, 2013).

Eine wichtige Quelle bildet der Nachlass von Moritz Sobernheim. Dem 1872 geborenen deutsch-jüdischen Orientalisten, der sich um die Jahrhundertwende durch seine Forschungen über Inschriften aus antiken Tempelanlagen im syrischen Palmyra einen Namen gemacht hatte, wurde im November 1918 die Leitung des im Auswärtigen Amt neu geschaffenen „Referats für jüdische Angelegenheiten“ übertragen – im April 1919 wurde es zum eigenständigen „Referat A6“ in der Politischen Abteilung III. Sobernheim war ein angesehener Vertreter des deutschen Judentums und verfügte als führendes Mitglied einflussreicher Organisationen über weitverzweigte Verbindungen. Zudem saß er im Vorstand der 1903 gegründeten „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“, deren Vorsitzender er 1926 wurde.

Als Referatsleiter kümmerte sich Sobernheim neben der Sammlung von Informationen über „alle wichtigen Vorgänge des Gesamtjudentums“ auch um die Kontaktpflege zu Vertretern der, wie es in der damaligen Amtssprache hieß, „internationalen Judenheit“. Besonderes Augenmerk galt hier nicht nur den osteuropäischen Juden, sondern auch der zionistischen Weltorganisation, die das Auswärtige Amt als Repräsentantin der jüdischen Gemeinde in Palästina betrachtete. Durch Sobernheims Vermittlung kam es bereits um die Jahreswende 1921/1922 zu einem ersten persönlichen Kontakt



Hübsch nachkoloriert: Ankunft jüdischer Siedler im britisch verwalteten Palästina in den zwanziger Jahren

Foto Akg Images

zwischen Reichsaußenminister Joseph Wirth und dem Zionistenführer Chaim Weizmann. Zu dessen Besuch, dem bis 1931 weitere vier folgten, notierte die Amtsleitung damals, die deutsche Politik habe „stets in den zionistischen Bestrebungen eine Bewegung gesehen, der Beachtung zu schenken ist“. Aus wirtschaftlichen und politischen Erwägungen sollten die Beziehungen zu den Zionisten auch deshalb ausgebaut werden, weil man sich davon Einfluss im britisch kontrollierten Palästina versprach. Diese Haltung kann Eiff selbst für die kurze Amtszeit des damals den Zionisten eher kritisch gegenüberstehenden Walther Rathenau (Februar bis Juni 1922) belegen. So wies Staatssekretär Edgar Haniel von Haimhausen in einem Runderlass vom 8. Mai 1922 sämtliche Auslandsvertretungen an, ein „freundschaftliches Verhältnis“ zur zionistischen Führung zu wahren, umso mehr, als diese von Deutschen und von in Deutschland ausgebildeten Akademikern dominiert sei.

Eine verbindlichere Stellungnahme der Reichsregierung in Bezug auf Palästina

wurde allerdings erst nach der offiziellen Bestätigung des britischen Völkerbundesmandats von Juli 1922 möglich. Diesem sicherte Reichsaußenminister Friedrich von Rosenberg im März 1923 seine Unterstützung zu und erklärte nun in Anlehnung an die Balfour-Deklaration, dass Berlin die „Einrichtung des jüdischen Nationalheims sympathisch begrüßt“. War die Knappheit dieses Statements bereits eine defensive Reaktion auf den wachsenden deutschen Antisemitismus, so geriet die Regierung mit ihrer Judenpolitik daheim bald noch stärker in die Kritik, als Weizmann bei seinem Besuch Anfang 1925 von keinem Geringeren als dem Reichskanzler Wilhelm Marx empfangen wurde.

Diesmal kamen die Angriffe jedoch nicht nur von antisemitischer, sondern auch von nichtzionistischer deutsch-jüdischer Seite. So hieß es in einer Eingabe des „Verbands Nationaldeutscher Juden“ an Außenminister Gustav Stresemann, Weizmanns Visite sei nichts weiter als „zionistische Propaganda“. Auch seien Zionismus und Antisemitismus gleichermaßen zu verurteilen, weil beide danach

strebten, einen Keil zwischen jüdische und nichtjüdische Deutsche zu treiben. Stresemann, der die Kritik zurückwies, berief sich auf die wohlwollende Haltung gegenüber der zionistischen Bewegung, die Deutschland schon im Krieg eingenommen habe. Weizmann sei die in solchen Fällen übliche Aufmerksamkeit erwiesen worden.

Etwas zur gleichen Zeit reiste Sobernheim zur Einweihung der Hebräischen Universität nach Jerusalem. In seinem Bericht über die Reise war er bemüht, die Etablierung der Wissenschaften in Palästina als eine vor allem deutsche Errungenschaft darzustellen. An der Universität gebe es nicht nur mehrere Professoren, die Deutsche seien, sondern es herrsche auch „Ehrfurcht vor der deutschen Wissenschaft“ – anders als im Nachbarland Ägypten, wo Deutsche und Österreicher gerade von einem wissenschaftlichen Kongress ausgeschlossen worden seien.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht habe sich Deutschland in Palästina gut gehalten und sei mittlerweile einer der wichtigsten Lieferanten des Landes. Sobern-

heim war Ende 1926 auch maßgeblich an der Gründung des „Deutschen Komitees Pro Palästina“ beteiligt, das das zionistische Siedlungswerk in Palästina energisch unterstützte und dem zahlreiche ranghohe Politiker und prominente Intellektuelle angehörten – darunter der Orientalist und Kulturminister Carl Heinrich Becker, Konrad Adenauer, Albert Einstein, Thomas Mann und als Vorsitzender Johann Heinrich von Bernstorff. Auch gegen diese Initiative liefen national gesinnte deutsche Juden Sturm, wovon sich das Komitee jedoch nicht einschüchtern ließ. Im Frühjahr 1933 musste es seine Arbeit aber schließlich einstellen. Auch wenn Sobernheim noch nach dem Wahlsieg der Nationalsozialisten im Jahr 1932 besorgte jüdische Vertreter im Ausland zu beruhigen versuchte, so resignierte er doch bald selbst. Man müsse sich darauf einstellen, heißt es in einer seiner letzten Aufzeichnungen, „dass die Nationalsozialisten Deutschland regieren“. Am 5. Januar 1933 starb Moritz Sobernheim unerwartet. Sein Referat wurde schon im April aufgelöst. JOSEPH CROITORU

Meisterschaft im Handwerk des Tötens

Blick in den Abgrund: Boris Sawinkow und der russische Terrorismus am Vorabend des Ersten Weltkrieges

Mitte der achtziger Jahre erschienen in der „Anderen Bibliothek“ bei Greno Boris Sawinkows „Erinnerungen eines Terroristen“ in einer neuen, erstmals vollständigen deutschen Edition. Die von Arkadij Maslow übersetzte, 1929 gedruckte Erstfassung wies bedeutende Lücken auf, die Barbara Conrad anhand des russischen Originals für die neue Ausgabe füllte.

Sawinkow gehörte zu den am meisten gefürchteten Verfechtern des individuellen Terrors im Zarenreich. Sein Memoirenband war am Vorabend des Ersten Weltkrieges im französischen Exil entstanden, wohin sich Sawinkow begeben hatte, nachdem er in Russland enttarnt, verhaftet und bald wieder befreit worden war. Das aufwendig gestaltete, schwarz eingebundene Buch wurde in den friedensbewegten achtziger Jahren kaum diskutiert. An Aktualität gewann es erst wieder, als Frithjof Benjamin Schenk und Anke Hillbrenner neue Forschungen über den Terror im Zarenreich anregten (F.A.Z. vom 8. Dezember 2010).

Im Abstand von drei Jahren folgt jetzt ein Versuch des Berliner Osteuropahistorikers Jörg Baberowski, dem Phänomen gerecht zu werden („Das Handwerk des Tötens. Boris Sawinkow und der russische Terrorismus“, in: Comparativ, Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Geschichtsforschung, Jg. 23, Heft 2, 2013). Ausgiebig nutzt der Verfasser Sawinkows Memoirenband, die Autobiographie und die Revolutionsgeschichte Leo Trotzki, vor allem aber die Erinnerungen Fedor Stepuns. Stepun war ein gemäßigter, religiös motivierter Sozialist, der 1917 unter dem Revolutionspremier Alexander Kerenskij eng mit Sawinkow zusammengearbeitet hatte, ehe er sich in Moskau dem Theater zuwandte und 1922 aus Sowjetrußland ausgewiesen wurde.

„Auf die Tribüne“, so schildert Stepun seine erste Begegnung mit Sawinkow 1917 an der Front, „stieg ein eleganter, mittelgroßer Mann in einem gutgeschnittenen

graugrünen Rock. In seinem trockenen, reungslosen Gesicht von einer eher westeuropäischen als russischen Prägung brannten in düsterer Feuer, ohne zu leuchten, kleine, schwermütige und grausame Augen. Im Unterschied zu den meisten russischen Rednern sprach Sawinkow fast ohne Geste, indem er seinen spärlich behaarten, aber sorgfältig gescheitelten Schädel stolz nach hinten warf und das rote Katheder nicht ohne leisen Ekel mit seinen gepflegten Herrenhänden betastete. Die gut vernehmbare Stimme war nicht laut und ein wenig heiser. Er sprach in kurzen, energischen Sätzen, als schlug er Nägel in eine Wand ein.“

Sawinkow, Sohn eines Militärstaatsanwalts aus dem ukrainischen Charkow (heute: Charkiw), hatte in Warschau studiert und war zu Beginn des Jahrhunderts mit einer Gruppe russischer Sozialdemokraten in Kontakt gekommen, von deren Theorielastigkeit er sich alsbald enttäuscht zeigte. Stattdessen drängte er in die Reihen jener Gruppierung, die un-

ter dem Namen „Partei der Sozialisten-Revolutionäre“ (SR) die Interessen der Bauern zu vertreten suchte und sich daneben dem Terror gegen das autokratische Regime des Zaren verschrieben hatte.

Auch Sawinkow fühlte sich dem 1902 von neuem entflammten, blutigen „Kampf zwischen Staat und Gesellschaft“, von dem Stepun sprach, verpflichtet und machte früh deutlich, dass ihn die terroristischen Aspekte dieses Kampfes am meisten interessierten. Von außergewöhnlichem physischem Mut, war Sawinkow zugleich, nach Trotzki Formulierung, ein „Zyniker“ und „Abenteurer von großem Format“, ein Antidemokrat, dem letztlich der russische Zar geistig näher stand als die Repräsentanten der Bauernschaft und der Linksparteien.

Das „Handwerk des Tötens“ beherrschte im frühen zwanzigsten Jahrhundert niemand so gut wie Sawinkow. Die Anonymität der Großstädte – seine Erinnerungen enthalten an hervorgehobener Stelle die historischen Stadtpläne von

St. Petersburg und Moskau – und die „Kultur der Nichtbeachtung“, wie Baberowski darlegt, boten dem Terroristen Gelegenheit, die täglichen Wege seiner Opfer auszukundschaften. Er postierte sich als Droschkenkutscher, seine Mitfahrer waren als Straßenhändler oder Hausierer getarnt, um im entscheidenden Moment zuzuschlagen.

Im Sommer 1904 bereitete Sawinkow einen Anschlag auf Wjatscheslaw von Plehwe vor, den Innenminister des Zaren. Dieser bot sich als Zielscheibe an, weil er außerordentlich unpopulär war. Die Opposition brachte ihn mit Judenprogrammen und Unterdrückungsmaßnahmen aller Art in Verbindung. Tatsächlich wurde Plehwe durch eine von der SR-Kampforganisation präparierte Bombe getötet. Im Frühjahr 1905 traf es den Großfürsten Sergej, einen Onkel des Zaren; weitere Anschläge folgten. Unter den Attentätern war eine fünfundzwanzigjährige jüdische Hebamme aus Cherson, Dora Brilliant, die in der Haft psychisch erkrankte und 1907 vereinsamt auf der Peter-und-Pauls-Festung starb.

Baberowski zeigt, wie das Morden zur Routine werden konnte. So legten die Mitglieder der Kampforganisation bei der Wahl ihrer Ziele eine zunehmende Willkür an den Tag. Alles kulminierte in dem dann gescheiterten Plan, gleichzeitig an drei verschiedenen Orten Regierungsvertreter zu töten. Andererseits war die liberale Öffentlichkeit um 1904 nicht mehr bereit, sich von den Gewalttaten der SR zu distanzieren. Nichts könnte deutlicher zeigen, wie sehr die Autokratie diskreditiert, Staat und Gesellschaft auseinander gefallen waren.

Doch als sich die revolutionäre Bewegung 1905 in der Lage sah, dem Zaren einzelne Zugeständnisse abzurufen (Oktobermanifest, Wahlen zur Staatsduma), standen die Experten des Terrors plötzlich isoliert da. Auf die Forderung der SR-Führung, die Kampforganisation möge die Attentate einstellen und als eine Art strategischer Reserve im Hinter-

grund bleiben, antwortete Sawinkow, eine Tötungsmaschine wie die von ihm geschaffene lasse sich nicht einfach abschalten. Auf der Halbinsel Krim bei der Vorbereitung eines Anschlags verhaftet und von Gesinnungsgenossen befreit, musste der „General des Terrors“ ins Ausland fliehen.

In Paris verfasste er einige Romane, darunter den bekanntesten, autobiographisch orientierten unter dem Titel „Das fahle Pferd“. Erst bei Kriegsausbruch 1914 befürwortete Sawinkow die Einstellung der bewaffneten Aktionen gegen das Regime und meldete sich als Freiwilliger zur französischen Armee. Im Verlauf der revolutionären Ereignisse von 1917 kehrte er nach Russland zurück, wo er unter Alexander Kerenskij zeitweise stellvertretender Kriegsminister war. Zu seiner Diskreditierung im linken Lager trug bei, dass er für die Wiedereinführung der durch die Februarrevolution abgeschafften Todesstrafe eintrat.

Als geschworener Feind der Bolschewisten organisierte er nach dem Oktobersturm eine Reihe von Aufständen, kooperierte mit den gegenrevolutionären „Weißen“ und ging abermals ins Ausland. Feliks Dzierzynski, dem Chef der Tscheka, der sowjetischen Geheimpolizei, gelang es schließlich, Sawinkow als potentiellen Führer einer fiktiven Verschwörung nach Russland zurückzuzulocken, wo er ihn festnehmen ließ. In der Haft legte Sawinkow ein Loyalitätsbekenntnis zum Sowjetsystem ab. Sein tödlicher Sturz aus dem fünften Stock des Moskauer Lubjanka-Gefängnisses gab viele Rätsel auf. Stepun, der ihn gut kannte, hebt die Faszination hervor, die der Tod auf seinen ehemaligen Vorgesetzten ausübte. Er bringt das Ende des Terroristen mit einem seiner Briefe von der Front in Verbindung, in dem es hieß: „Man blickt in den Abgrund, es wird einem schwindlig, und doch fühlt man die Sehnsucht, in den Abgrund zu stürzen, obwohl man weiß, dass dies den sicheren Tod bedeutet.“ ROLF WÖRSDÖRFER



Zeitgewinn, Landgewinn

Hans Blumenberg über die Idee eines Weltsimulators

Im Jahr 1970 hielt der Philosoph Hans Blumenberg einen Vortrag vor Ingenieuren. Unter allen seinen Texten ist es einer der polemischsten und zugleich einer der ganz wenigen mit einer Zeitdiagnose. Soeben hat ihn die „Zeitschrift für Kulturphilosophie“ in einem auch sonst sehr lesenswerten Themenheft zu Fragen der Technik publiziert (Hans Blumenberg: „Dogmatische und rationale Analyse von Motivationen technischen Fortschritts“, Band 7 [2013], Heft 2). Unter dem Eindruck der aufkommenden Ökologiebewegung geht Blumenberg der Frage nach, woher eigentlich der Überdruss am Fortschritt komme. Schließlich lassen sich seien Segnungen und Nebenfolgen nur sehr schwer verrechnen. Überraschend die Soziologie der Fortschrittsmüdigkeit, die der Philosoph skizziert: Steigende Anteile des Dienstleistungssektors an der Gesamtproduktion führen zu immer geringerer Anschauung von technischem Fortschritt und zu immer geringerer Einschätzung des Risikos, das im Verzicht auf Technik liegt.

Dabei schlägt er vor, den Zeitgewinn als entscheidenden Begriff bei der Beschreibung dessen zu erkennen, was Fortschritt verspricht. Da sich die Lebenszeit der Menschen nur in Grenzen verlängern und die Endlichkeit also nur in Maßen ausdehnen lasse, werde mittels technischer Fortschritte versucht, dieses Scheitern zu kompensieren. Technik diene dazu, in einem begrenzten Zeitraum mehr zu verwirklichen – bis hin zu Geschwindigkeits- und Möglichkeitssteigerungen, die im Verkehrsstau enden.

Beigelegt dem Manuskript seines Vortrags, fand sich im Nachlass Hans Blumenbergs eine Schreibmaschinenseite, auf der er unter dem Titel „Futurologische Hypothese“ einen Lösungsvorschlag zur Beruhigung der Technikkritiker unterbreitete. Der „Übervölkerung“ als Überfüllung der Erde mit Menschen stellt er darin die Überfüllung mit Sachen entgegen. Die Maschinen produzierten immer mehr, immer billiger, wodurch es aber auch immer schwerer werde, die produzierten Objekte auch noch zu genießen.

Kurz nach Weihnachten mag das manchem besonders einleuchten: Das Zeug wird nur noch gekauft, nicht mehr genutzt oder gar verbraucht. Wenn aber die Produktion selbst dem Konsum im Wege steht, gerät die Technik „in einen unausweichlichen Zirkel“. Die Funktion der Fortschritts, Zeitgewinnung zu ermöglichen, führt sich durch seine Effekte ad absurdum: Man bestellt, des Zeitgewinns halber, im Internet und verwendet die dadurch gewonnene Zeit mit Wiedereinpacken und Umtauschen und der Überprüfung, ob auch rücküberwiesen wurde.

Dieser Zirkel ist aber nur so lange unausweichlich, solange es eine besondere Art von Maschinen noch nicht gibt. Nämlich Simulatoren. Weltraumsimulatoren beispielsweise „bilden die Bedingungen ab, unter denen man im Weltraum lebt, ohne dass man den Start mit einer Rakete zu riskieren braucht“. Simulatoren, so Blumenberg, entlasten nicht den Menschen. Sie entlasten die Welt – hier: den Mond oder die Erdatmosphäre – vom Menschen. „Hier liegt die technische Chance der Zukunft: am Ende steht der Weltsimulator.“ Während das Fernsehgerät durch indirektes Erben alle zu bloßen Zuschauern macht, hätte der Weltsimulator auch noch das Handeln zu simulieren, so dass kein Akteur mehr die eigenen vier Wände verlassen müsse.

Das war 1971 durchaus nicht besonders originell. Der Roman, der Rainer Werner Fassbinder zu seinem Film „Welt am Draht“ anregte, Daniel Galouyes „Simulacron-3“, war schon 1964 erschienen. 1967 kam Harlan Ellisons noch viel düsteres „I have no mouth & I must scream“ heraus. Doch Blumenberg wollte sich gar nicht in apokalyptische Steigerungen des Motivs der Computerr Herrschaft oder der Ununterscheidbarkeit von Welten verlieren. Er stellte sich den Fortschritt ironisch fast so gemächlich vor, wie es Jules Verne getan hatte. Heutige Computerspiele sind noch nicht perfekt, aber kommen der Vorstellung Blumenbergs schon sehr nahe, man könne mittels des Weltsimulators gegen eine mäßige Gebühr mit einem Auto beliebiger Fabrikation unter völlig realistischen Bedingungen jedes Ferienniel ansteuern, mit selbstgewählten ZeltNachbarn und Speisekarten, von denen alles bestellt und gegessen sowie getrunken und simulativerweise – durch elektronische Geschmacksnervenreizung – gegessen werden kann, ohne dass das Gewicht zunimmt oder die Promillegrenze überschritten wird.

Für die Nutzer liegt der Fortschritt des Weltsimulators also nach wie vor darin, dass Risiken herabgesetzt werden: Gefährdungen und Enttäuschungen (falsche ZeltNachbarn etwa oder unbezahlbare Getränke). Doch als eigentliche Profiteure des Fortschritts durch Simulation erkennt der Philosoph selbst diejenigen, die, wie er selber, gar nicht vorhaben, einen direkten Gebrauch vom neuen Gerät zu machen. Fast könnte man sagen: Gerade die Verächter der Technik haben etwas von ihr, sofern sie nur auf die Gewaltphantasie verzichten, ihre Nutzung allen unterzogen zu wollen. Denn, so Blumenberg: „Die Welt wird leer sein wie bei Krimiserien im Fernsehen schon jetzt, und die wirklichen Liebhaber der wirklichen Welt werden in ihr nach Herzenslust wieder reisen uns spazieren gehen können.“ JÜRGEN KAUBE